

Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **65 (2015)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizergeschichte / Histoire suisse

Georg Kreis (Hg.), **Die Geschichte der Schweiz**, Basel: Schwabe Verlag, 2014, 645 Seiten, 372 farbige Abbildungen, Grafiken, Tabellen und Karten.

Nationalgeschichten sind zurzeit beim Lesepublikum beliebter als bei professionellen Historikern geschätzt. Das hier vorzustellende Werk hat jedoch das Potential, beide Seiten zufriedenzustellen und deren jeweils unterschiedliche Bedürfnisse gleichermaßen zu erfüllen. Die Geschichte der 'Schweiz' ist dabei eine retrospektive Konstruktion, die sich räumlich an dem Territorium und den darauf siedelnden Menschen orientiert, die seit dem 14. Jahrhundert als Eidgenossenschaft Besonderheiten der politischen Verfasstheit ausbildeten, sich seit dem 16. Jahrhundert zunehmend als Nation verstanden und seit 1848 in einem Nationalstaat lebten.

Die Darstellung gliedert sich systematisch in zwei Teile. Zum einen in elf grössere Kapitel von jeweils 30 bis 50 Seiten, welche einen gerafften Überblick über die jeweiligen Phasen geben und sich dabei an unterschiedlichen Grundfragen ausrichten. Beginnend mit den steinzeitlichen Funden entsteht so ein gut lesbarer Bogen, der mit einer Verdichtung der Darstellung seit dem Spätmittelalter einen chronologischen Zugriff auf Grundfragen der Geschichte ermöglicht und zugleich knapp in die Forschungsdiskussion einführt. Dabei fällt auf, dass die Kapitel für den Zeitraum vom 14. Jahrhundert bis zur Nationalstaatsbildung von 1848 deutlicher unter dem Leitgedanken der politischen Entwicklung und der Herausbildung von Formen der politischen Verfasstheit stehen als jene zu früheren und späteren Epochen. Ergänzend kommen zum andern zu jedem Kapitel zwei kurze Essays von 4 bis 5 Seiten hinzu, welche pointierte Skizzen zu einzelnen Bereichen bieten: etwa der Klimageschichte für die Frühgeschichte (Christian Pfister), den Tagsatzungen des Mittelalters (Andreas Würzler), den entstehenden Konfessionen im 16. Jahrhundert (Bertrand Forclaz), der direkten Demokratie (Andreas Suter), dem langen Weg zum Frauenwahlrecht (Brigitte Studer) oder der Bildung von städtischen Metropolregionen in der Gegenwart (Philipp Sarasin).

Mit dieser Mischung gelingt es dem Herausgeber Georg Kreis, eine grosse Vielfalt an Perspektiven, Methoden und Darstellungsbereichen zu sammeln und in einer kohärent lesbaren Geschichte zu bündeln. Das Spektrum der Positionen und Zugriffe ist beeindruckend und weit grösser, als es bei einer Darstellung aus der Hand eines Autors allein gelingen könnte, auch ist der Band nahezu gleichgewichtig von männlichen und weiblichen Autoren geschrieben. Die 33 Beiträge sind grossteils in den 50er und 60er Jahren geboren und damit durch die sozial- und kulturgeschichtliche Erweiterung der Geschichtswissenschaft geprägt. Das kommt der hier im Vordergrund stehenden politischen Geschichte erkennbar zu Gute. Denn nicht die Institutionengeschichte steht im Mittelpunkt, sondern das politische Handeln von Interessenten im jeweiligen Spannungsfeld von Konflikt- austrag, Konsenssuche und Regelbildung. Zugleich aber bleiben die roten Fäden

der chronologisch angelegten Darstellung erkennbar. Hinzu kommt eine reichhaltige und – was besonders zu loben ist – gelungene Visualisierung mit Bildern und Übersichten, welche nicht nur der Illustration dient, sondern eine Erweiterung an Informationen und Wirklichkeitszugängen ermöglicht.

Der Schwerpunkt dieser neuen Geschichte der Schweiz liegt auf einer lebensweltlich fundierten politischen Geschichte. Politisch ist dabei zu verstehen als Darstellung und Analyse der Grundfragen der politischen Verfasstheit des Gemeinwesens. Das fängt an bei der Frage, wer gehört dazu, wer ist mitstimmungsberechtigt – Adlige, Patrizier, Bürger, Bauern? Wie wird Herrschaft und Verwaltung im Lokalen und in den Kantonen gestaltet und ausgeübt, welche Formen übergreifender Herrschaftsorganisation haben sich herausgebildet? Und, nicht zuletzt, in welchem Masse entwickelte sich die Selbstwahrnehmung als schweizerische Nation? Im Bereich der politischen Verfasstheit treten sowohl lange bestehende Besonderheiten (wie republikanische Verfasstheit, Föderalismus, direkte Demokratie) hervor als auch strukturelle Gemeinsamkeiten mit Nachbarländern. Das Eigenständige der schweizerischen Geschichte liegt eben nicht in einzelnen Elementen an sich, sondern in der spezifischen Konstellation allgemeiner Faktoren. Dabei bleibt es nie eine ‘nur’ politische Geschichte, sondern werden demographische, soziale, kulturelle, ökologische Elemente als Bedingungsfaktoren politischen Handelns systematisch mit einbezogen.

In einer Hinsicht jedoch wird der erhobene Anspruch, eine politische Geschichte der Schweiz zu präsentieren, nicht umfassend eingelöst. Die Zeit seit der Nationalstaatsbildung von 1848 erscheint, gerade im Vergleich zu den grossen Konflikten früherer Jahrhunderte, als politisch befriedet. Vom Handlungsfeld sehr grundsätzlicher Herrschafts- und Ordnungskämpfe in der Vormoderne mutierte die Schweiz seit dem 19. Jahrhundert zu einem gewaltarmen Zentrum Europas, das an den Kriegen und Weltanschauungskämpfen nicht mehr existenziell beteiligt war. Trotz der innerschweizerischen Auseinandersetzungen über Verfassungsrevisionen, die Arbeiterbewegung oder das Frauenwahlrecht blieb die politische Ordnung grundsätzlich akzeptiert. Auch das trennt die schweizerische Geschichte von der anderer europäischer Länder in dieser Zeit. Deren Nationalgeschichten wohnt deshalb für die Zeit des 19. und vor allem 20. Jahrhunderts ein explizit teleologisches Element inne, welches die Gegenwart als gelungene Verarbeitung von Nations- und Nationalstaatsbildung, als ‘Ankunft im Westen’, als innere Befriedung oder auch als Erfahrung und Bewältigung der beiden Weltkriege beschreibt. Thematisierte man diesen Sachverhalt expliziter, würde die nationale Geschichte der Schweiz gerade vor dem Hintergrund anderer europäischer Entwicklungen noch plastischer hervortreten. Zugleich erschiene auch die gegenwärtig oft so betonte Distanz zu Europa in einem anderen Licht. Doch diese Diskussion lässt sich auf dem Boden des hier Präsentierten trefflich und kundig weiterführen.

Manfred Hettling, Halle/Saale

Mathieu Caesar, **Histoire de Genève. Tome 1: La cité des évêques (IV^e–XVI^e siècle)**, Neuchâtel: Editions Alphil, 2014 (Focus, vol. 11), 151 pages, 14 illustrations.

Ce premier volume d’un triptyque consacré à l’histoire de Genève (tome 2: De la cité de Calvin à la ville française (1530–1813) par Corinne Walker et tome 3: De la création du canton en 1814 à nos jours par Olivier Perroux) s’inscrit dans les canons de la collection Focus, en offrant un ouvrage à mi-chemin entre vulga-

risation scientifique et synthèse historique. Il s'adresse autant à l'historien qu'à l'étudiant, tout en étant accessible pour le grand public. Les treize chapitres couvrent des aspects thématiques de l'histoire genevoise du passage de Jules César dans la cité jusqu'à la Réforme, en justifiant la périodisation par l'établissement du pouvoir épiscopal (milieu du IV^e siècle) jusqu'au départ de l'évêque en 1533. L'auteur se détache des discours historiques cadrés par une trame chronologique ou classiquement thématique en favorisant des chapitres plus «analytiques» visant à relater «l'état d'âme de la ville, la manière d'y vivre ou de s'y approprier l'espace urbain» (p. 10).

L'auteur, spécialiste de l'histoire urbaine et de Genève à la fin du Moyen Âge (thèse parue en 2011 chez Brepols: *Le pouvoir en ville. Gestion urbaine et pratiques politiques à Genève*), balaie le premier millénaire en trois chapitres (pp. 13–44) et en consacre neuf au bas Moyen Âge, aux XIV^e et XV^e siècles en particulier (pp. 45–148). Il défend son choix par le manque de sources documentaires, permettant une analyse moins détaillée pour le haut Moyen Âge en comparaison avec les périodes suivantes (p. 10). Il comble ce manque assez adroitement dans cette trentaine de pages en s'appuyant sur des sources archéologiques basées sur des travaux récents, mais laisse toutefois transparaître ainsi ses intérêts et domaines d'expertise.

Une très brève chronologie est mise à disposition (pp. 34–35). Les propos et analyses s'appuient sur six cartes réalisées par l'auteur lui-même, qui s'avèrent pertinentes et claires, véritables compléments au texte. Les neuf illustrations choisies sont variées entre iconographie tirée de fresques, cartulaire, miroir aux princes, chroniques, et un schéma de la cathédrale d'après les fouilles récentes (p. 42). Elles viennent quasiment toutes illustrer les «gros plans» ouvrant les chapitres, selon les normes de la collection Focus, en relatant soit une image frappante, un événement fort ou une anecdote représentative. Les choix de l'auteur pour ces dernières sont la majeure partie du temps pertinents, parfois surprenants au premier abord, mais quasiment toujours développés au sein des chapitres.

Il démêle avec une habileté certaine les enjeux sociaux, politiques et économiques de la cité du bout du Léman. Après avoir passé en revue l'origine et la mise en place de l'établissement du pouvoir de l'évêque (chap. 2 et 3), celui-ci est mis en relief face à ceux de la Communauté des citoyens (chap. 5), des comtes de Genève (chap. 4) et celui des comtes, puis ducs de Savoie (chap. 4 et 11). Il prend un soin particulier à démontrer de quelle manière les sphères temporelles et spirituelles s'entremêlent dans un «enchevêtrement institutionnel» (p. 62), du point de vue des gouvernants dans le jeu des juridictions et prétentions au pouvoir entre les différents acteurs (chap. 4 et 8), comme du point de vue des gouvernés, pour l'ordre social et la vie religieuse des citoyens et des paroissiens (chap. 9 et 10). Il n'omet pas de mettre en perspective les tensions et les luttes de pouvoir sur le fond des essors et déclin économiques et démographiques (chap. 6 et 7), ainsi que sur l'échiquier politique des puissances voisines, le comté, puis duché de Savoie en particulier, mais également le Saint Empire et les voisins confédérés (chap. 4, 5, 11, 12 et 13).

Au fil de ses développements, il s'évertue à pointer les faiblesses de certaines visions historiographiques biaisées. Ainsi, l'établissement des Burgondes ne constitue pas un choc culturel ou une lutte de civilisations (p. 30); les «siècles obscurs» (VII^e et VIII^e siècles) peuvent être illuminés par les sources archéologiques

(p. 40); l'apparition d'un pouvoir communal au XIII^e siècle ne mène pas de manière linéaire à un abandon du catholicisme et à l'autonomie de la cité; la «domination savoyarde» sur Genève peut être entrevue comme une forme de protectorat souhaité et pas uniquement comme une volonté de domination oppressante (chap. 11) ou encore la dichotomie entre les statuts sociaux des Mammelus et Eidguenots dans les luttes de factions du début du XVI^e siècle est largement à revoir (p. 142). Il bat également en brèche des préjugés dépassés d'une manière un peu plus légère. Ainsi, Calvin n'est pas l'inventeur de la ponctualité (p. 86); la ville médiévale n'est pas un «égout à ciel ouvert» (p. 88); les prêtres du Moyen Âge tardif ne sont pas tous «incultes et débauchés» (p. 100).

Le lecteur peut se sentir démuni face à une oscillation entre développements pertinents et novateurs, basés sur les tendances historiographiques les plus récentes, résumés très brefs de problématiques complexes avec peu de références et correction de clichés ou de stéréotypes. La brièveté de l'ouvrage et les lignes directrices de la collection déchargent ici en partie l'auteur. Il n'est pas toujours aisé, par exemple, de faire le lien entre les débats entre les historiens fréquemment mentionnés dans le texte et les suggestions bibliographiques à la fin des chapitres – pertinentes au demeurant. Nonobstant, l'auteur propose un ouvrage très agréable à lire, renouvelant habilement les précédentes synthèses (notamment la *Brève histoire de Genève* de Louis Binz en 1981 ou l'*Histoire de Genève* d'Alfred Dufour en 1997).

Daniel Jaquet, Université de Genève

Corinne Walker, **Histoire de Genève. Tome 2: De la cité de Calvin à la ville française (1530–1813)**, Neuchâtel: Editions Alphil, 2014 (Focus, vol. 12), 157 pages.

En 150 pages, Corinne Walker livre sur l'Ancien Régime genevois une synthèse, dont les talents d'écriture forcent l'admiration: une quinzaine de brefs tableaux, ciselés avec une précision digne d'un horloger de la Fabrique genevoise, qui dessinent le panorama de trois siècles d'histoire sociale, politique, culturelle et religieuse. Quelques-uns des chapitres s'ouvrent avec le commentaire d'un document iconographique, comme cette évocation de l'allégorie de la Justice de Samuel de Rameru (1652) qui jette une lumière sur la façon dont on perçoit les institutions genevoises au milieu du XVII^e siècle. Ou alors, c'est une page de micro-histoire qui introduit dans le vif du sujet, comme celle, bien connue, du récit des *Confessions*, quand Rousseau décrit sa peur panique au moment où les portes de la ville se referment trop tôt, ou alors celle où l'on voit Marianne Fallery-Malignon, femme d'un horloger de Saint-Gervais, prendre la plume dans la soirée du 28 juillet 1789 pour donner des nouvelles de la situation de Genève, où l'on a d'ailleurs entendu tout ce qui vient d'arriver à Paris. C'est dire que ce petit livre, au demeurant joliment et très intelligemment illustré, se lit plus agréablement qu'un roman.

Walker construit son propos autour du paradoxe qui avait déjà frappé Voltaire, lequel ironisait sur «les mœurs sévères et malpropres de la ville de Calvin» et parlait ailleurs du «luxue de la table, des ameublements et des équipages» des bourgeois de Genève. Les points extrêmes de la période envisagée constituent un autre paradoxe: on part de la petite ville des années 1530, qui démolit ses faubourgs et qui renforce à grands frais la ceinture de ses murailles, pour terminer par une carte géographique où l'on voit Genève annexée par la France et promue centre administratif d'un territoire de près de 5000 km² (le Département du Léman, 1798–1813).

L'organisation du territoire extérieur et de l'espace urbain occupe alors – peut-être davantage encore qu'aujourd'hui – les esprits des Genevois; il est donc légitime qu'une part importante de l'ouvrage y soit consacrée, qu'il s'agisse pour commencer de la conquête bernoise autour de Genève (1536) et de l'instauration des châtelainies et des paroisses ou de la sempiternelle question des fortifications (qui couvrent au XVIII^e siècle une surface plus grande que celle de la ville elle-même). Sont bien sûr évoquées les batailles de 1589 et de 1602 (l'Escalade), comme aussi les traités de Saint-Julien (1603), de Paris (1749) et de Turin (1754). L'urbanisme et l'architecture font l'objet de quelques belles pages: distribution et évacuation de l'eau, installation de lanternes publiques, qui contribuent à transformer le paysage urbain tout au long du XVIII^e siècle, âge d'or de l'architecture (début du XVIII^e siècle), redéfinition des espaces extérieurs (les grandes propriétés bourgeoises de campagne), ou encore gestion des voies d'accès (comme le «grand chemin de Suisse») et les affres liées à l'encombrement des rues et des places.

Nulle différence, ici, entre une grande histoire et une histoire qui serait petite. La vie politique a bien sûr sa place, et l'auteur rappelle comment fonctionnent – bien ou mal – les institutions de la République, sur lesquelles les grandes familles mettent progressivement la main, jusqu'aux crises politiques du XVIII^e siècle, en attendant la Révolution de 1792. La vie quotidienne est évoquée, par exemple à propos des temps de la vie (baptêmes, mariages, rituels funèbres) et des fêtes (chap. 8), à propos de l'alimentation ou des goûts en matière d'ameublement (chap. 9). Quant à l'histoire économique de Genève, on mesure ici, une fois de plus, toute l'importance des travaux décisifs d'Anne-Marie Piuz et de Liliane Mottu-Weber, qui sont plusieurs fois cités.

Genève est aussi ville de science et ville d'art. C. Walker a sans doute raison de rappeler que ce n'est pas d'abord à l'Académie qu'on trouve les plus grandes innovations du siècle des Lumières, mais ailleurs, chez ces savants fortunés, tels Charles Bonnet, Jean-André Deluc ou Horace-Bénédict de Saussure, qui se consacrent à la physique, à la chimie, à la botanique ou à la biologie. Il est toutefois étrange que Jean-Jacques Burlamaqui ne soit guère mentionné que comme collectionneur d'estampes et de «queues de serpents à sonnette», et pas même en sa qualité de professeur de droit naturel et de droit civil à l'Académie... quand bien même on lui doit, semble-t-il, d'avoir inventé cette expression de «droits de l'homme» que Rousseau, puis la Révolution française, puis le monde reprendra.

Ce sont peut-être les premiers chapitres, portant sur le XVI^e siècle, qui suscitent le plus de réserves. Walker y relève, pour s'y rallier implicitement, la position de certains historiens qui parlent, à propos du Consistoire, d'un «régime de terreur morale», régime que suivra de surcroît un «durcissement disciplinaire» dans années 1560. Sombre vision, qui doit de toute évidence davantage au *Castellio gegen Calvin* de Stéphane Zweig (1936) qu'à la lecture des registres du Consistoire proprement dits, une fois remis dans le contexte d'une société de chrétienté obligatoire. C'est plus à une entreprise d'éducation morale qu'il faut comparer le Consistoire, qui vise à corriger les croyances et à leur conformer les pratiques (aussi au bénéfice des plus faibles, puisque la femme battue peut trouver à Genève une protection qui lui est refusée partout ailleurs). Que cette entreprise d'éducation ne corresponde pas au goût de tous au XVI^e siècle (et cela indépendamment de la fracture confessionnelle), est un fait qu'on doit relever; que les générations suivantes aient adopté des méthodes moins coercitives de régulation

sociale est un fait dont on ne peut que se réjouir, mais tout cela ne justifie assurément pas le recours au concept anachronique de «terreur»... ou alors il faudrait expliquer une bonne fois par quelle pulsion suicidaire quelque 15 000 huguenots de France ou d'Italie se seraient précipités à Genève dans les années 1550 pour y trouver refuge.

Chaque chapitre se clôt par une brève orientation bibliographique où l'on trouve quelques titres bien choisis, qu'ils soient classiques ou récents. La critique est ici facile, mais on tombe inévitablement sur quelques lacunes à compléter, comme le *Calvin's Geneva* de William Monter (1967), qui a marqué l'historiographie récente, ou comme le *DHS*, qui semble curieusement n'être jamais mentionné.

Venant prendre place à côté des portraits plus anciens qu'ont dressés de Genève un Louis Binz (*Brève histoire de Genève*, 2000) ou un Alfred Dufour (*Histoire de Genève*, collection Que sais-je?, 2001), ce volume de Corinne Walker, pour ce qui est des XVI^e, XVII^e et XVIII^e siècles, contribue très utilement à nourrir l'information et la réflexion sur les sources et l'évolution de l'identité de Genève. Belle formule, précisément, que celle par laquelle l'auteur conclut son livre (p. 152): «Ville cosmopolite, mais jalouse de son identité protestante; cité commerçant avec le monde entier, mais repliée derrière ses fortifications; tête d'épingle parmi les villes européennes devenue capitale spirituelle, puis centre des débats philosophiques au siècle des lumières, Genève n'en finira pas de chercher son identité dans un monde qui ne cesse de s'élargir.»

Michel Grandjean, Université de Genève

Olivier Perroux, **Histoire de Genève. Tome 3: De la création du canton en 1814 à nos jours**, Neuchâtel: Éditions Alphil, 2014 (Focus, vol. 13), 151 pages.

A la suite d'un premier tome consacré à la cité épiscopale (Mathieu Caesar) et un deuxième partant de la Réforme pour aboutir à la fin de l'occupation française (Corinne Walker), le dernier élément de ce triptyque consacré à l'histoire de Genève couvre la période contemporaine. Après les cinq volumes d'*Histoire de la Suisse* par François Walter, la collection Focus s'enrichit donc d'une nouvelle synthèse qui poursuit les mêmes objectifs: à la fois ouvrage concis de vulgarisation destiné à un public pas forcément spécialiste et travail intégrant les dernières avancées de la recherche et ne cédant rien en matière d'exigences scientifiques. Le format de la collection impose un appareil critique volontairement restreint à une indication bibliographique succincte qui clôt chacun des quinze chapitres.

L'organisation de l'ouvrage suit un plan à la fois chronologique et thématique. L'histoire politique est divisée en cinq grandes périodes, tandis que trois chapitres sont consacrés à l'histoire économique et quatre autres peuvent être regroupés autour d'une thématique commune liée à l'aménagement du territoire, aux transports et au logement. La population genevoise, la question religieuse et la Genève internationale font chacune l'objet d'un traitement particulier. Malheureusement, l'économie générale de ce plan apparaît déséquilibrée par l'importance qu'Olivier Perroux accorde au domaine des infrastructures, auquel il a consacré plusieurs travaux. On regrettera que ce choix l'amène à négliger le traitement consistant d'autres sujets qui mériteraient une attention plus soutenue. Ainsi, des pans entiers des activités de l'État ne sont pas ou qu'à peine abordés, comme par exemple l'instruction publique, les affaires sociales ou la santé. Il en est de même

pour la vie culturelle et intellectuelle dont la richesse justifierait pourtant un plus ample développement. Ces absences sont d'autant plus regrettables que les orientations bibliographiques, censées guider le lecteur qui souhaiterait approfondir une thématique, se révèlent souvent répétitives ou peu judicieuses.

Les trois premiers chapitres couvrent l'histoire politique du XIX^e siècle, avec une articulation chronologique autour des deux révolutions de 1841 et 1846. Cette partie de l'ouvrage s'appuie principalement sur l'ancien mais solide travail de F. Ruchon.¹ Le récit historique est construit autour des principales personnalités politiques, parmi lesquelles James Fazy occupe une place centrale. La démarche analytique est cependant parfois quelque peu désuète, du fait de l'importance accordée aux intrigues des élites ou d'une approche psychologisante, par exemple lorsque le conservateur Jean-Jacques Rigaud, intelligent et «d'une grande sérénité», est mis en opposition avec un Fazy «de tempérament impulsif et autoritaire», «colérique et excédé» (pp. 19–26).

La suite de l'ouvrage aborde des questions économiques et sociales durant la même période. Perroux y décrit notamment le développement des grands secteurs d'activité que sont l'horlogerie, le tourisme et la finance. L'étude fine de l'évolution démographique rend bien compte de la lente intégration des étrangers et des catholiques, à la fois dans la cité protestante et dans les communes réunies au canton en 1815 et 1816. Les luttes religieuses sont également passées au crible, en insistant sur les durs conflits de la période du Kulturkampf. L'essor industriel de la fin du siècle autour des secteurs clefs de la chimie, de la mécanique et de l'électrotechnique est mis en parallèle avec la création des réseaux techniques (eau, gaz et électricité), puis avec le développement du mouvement ouvrier et l'agitation anarchiste.

L'aménagement du territoire au XIX^e siècle est marqué par la destruction à partir de 1849 des imposantes mais obsolètes fortifications de la ville. Le rail relie Genève tant à Lyon qu'à la Suisse dès 1859, complété par le réseau de tramway, tandis que les autoroutes s'imposent à partir des années 1960. Un inventaire détaillé des projets urbanistiques, ferroviaires et routiers successifs alourdit passablement cette partie; parmi ceux-ci, nombre d'entreprises avortées – jonction des gares, métro, traversée routière de la rade ou modèles de cités utopistes – dont la description minutieuse semble peu pertinente au lecteur non spécialiste. Cette critique pourrait également être formulée à propos des chapitres correspondants pour la fin du XX^e siècle. Perroux est peu convainquant lorsqu'il affirme que «la Genève internationale est née d'un mythe: l'esprit de Genève» (p. 104), négligeant le fait que l'installation des premières organisations comme la Société des Nations (1919) ou le Bureau international du Travail (1920 et non 1946 comme indiqué par erreur) est antérieure d'une dizaine d'années à l'invention de l'expression par R. de Traz dans l'ouvrage homonyme.

L'entre-deux-guerres voit une intensification des luttes politiques, avec notamment la fusillade de novembre 1932 et la première majorité de gauche au Conseil d'État (1933) sous la présidence de Léon Nicole. En parallèle, une formation fascisante, l'Union nationale, prospère sous la direction de Georges Oltramare. Il est regrettable que la création de ce parti apparaisse déconnectée de la constitution de l'extrême-droite genevoise, comme les gardes civiques créées

1 François Ruchon, *Histoire politique de Genève, 1813–1907*, Genève 1953.

après la grève générale de 1918 ou l'Entente internationale anticommuniste de Théodore Aubert. En outre, les deux conflits mondiaux mériteraient un traitement spécifique, eu égard aux nombreuses controverses qui les émaillent. Ainsi, prétendre que la Seconde Guerre mondiale «éte[nt] provisoirement les luttes partisanses» (p. 119) fait peu de cas de l'interdiction du parti communiste et du parti socialiste de Nicole.

Enfin, on peut saluer la tentative de Perroux de donner un aperçu de l'histoire politique récente. Celle-ci est analysée au prisme du «tiers parti», «situé autant à gauche qu'à droite et qui base l'essentiel de son positionnement politique en opposition aux partis en place» (pp. 143s.). Manquant de recul temporel et idéologique, l'auteur peine à convaincre que les Verts, fondés en 1983, constituent dans ce cadre un «parti traditionnel», mais non le Parti du travail (1944). Plus généralement, l'amalgame de formations issues des extrêmes du champ politique – ou simplement atypiques – en un seul bloc nous paraît au mieux une thèse controversée plutôt que la synthèse à laquelle on s'attendrait.

Au final, cette nouvelle histoire de Genève suscite bien des regrets, tant par l'omission de nombreux aspects de l'histoire du canton que par l'impression de manque de cohérence générale de l'ouvrage, que l'absence d'introduction et de conclusion ne fait rien pour dissiper. *Ignace Cuttat, Université de Genève*

Bernd Roeck, Martina Stercken, François Walter, Marco Jorio, Thomas Manetsch (Hg.), **Schweizer Städtebilder. Urbane Ikonographien (15.–20. Jahrhundert)**, Zürich: Chronos Verlag, 2013, 658 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Mit den *Schweizer Städtebildern* legt die Herausgebergruppe um Bernd Roeck ein in mehrfachem Sinn gewichtiges Opus vor. Das fast 5 kg schwere Buch stellt sich in Grösse und Umfang, aber auch mit seiner reichen, qualitätvollen und ausklappbaren Bebilderung schon äusserlich gleich in eine Reihe mit ähnlichen historischen Projekten mit enzyklopädischem Anspruch: Schedels *Weltchronik* und Münsters *Cosmographia* scheinen Modell gestanden zu haben und sicherlich die grossen Kompendien der Visualisierungskultur des 17. und 18. Jahrhunderts, die *Topographia Helvetiae* Matthäus Merians und die *Neue und vollständige Topographie der Eydgenossenschaft* David Herrlibergers.

Das Grossprojekt der *Schweizer Städtebilder* reiht sich ein in ähnliche Publikationen, die auf ein neu erwachtes Interesse an dem schliessen lassen, was als 'Schweiz' die Identität eines Territoriums und einer Geschichte ausmacht.² Auch die Städtebilder tragen offenbar dazu bei, dieses Gebilde 'Schweiz' neu anzueignen und zu definieren. Über den Begriff der «Schweizer Städtebilder» wird hier eine räumliche und politische Einheit hergestellt – was der Auswahl der präsentierten Städte eine gewisse Brisanz gibt. So ist es vernünftig und verständlich, dass auf eine zu rigide Definition von 'Stadt' verzichtet wurde (S. 151). Umso eher stellt sich jedoch die Frage, warum Orte des Ober- und Unterengadins gänzlich fehlen und selbst Andermatt, trotz seiner wichtigen Lage, nicht berücksichtigt ist. Wenn schliesslich die Originalität der Darstellung der Trogener Landsgemeinde schon im Vorwort aufgerufen (S. 14) und in Lucas Burkarts Beitrag interessant diskutiert wird (S. 76), Trogen aber keinen eigenen Eintrag hat, dann wird eine

2 Vgl. Georg Kreis (Hg.), *Die Geschichte der Schweiz*, Basel 2014.

Diskrepanz zwischen 'Stadt' und 'Bildwürdigkeit' deutlich, die erklärungsbedürftig ist.

Doch der Reihe nach: Die *Schweizer Städtebilder* bieten ihren LeserInnen sechs Aufsätze, die grundlegende methodisch-theoretische Überlegungen zur Repräsentation der Stadt vom Mittelalter bis heute liefern und so den Rahmen für die einzelnen Städteporträts setzen. Von diesen sind knapp 70 aufgenommen, von fast ebenso vielen AutorInnen – was schon in der Koordination eine bemerkenswerte Leistung ist. Ausser den Texten und Bildern stellt der Band auch einen reichen Apparat zur Verfügung, der Sach- und Namensregister und Bibliographie beinhaltet und das Buch zu einem wichtigen Nachschlagewerk macht.

Bernd Roeck hat gleich zwei 'Einführungen' beigesteuert: Er präsentiert zum Auftakt einen globalen typologisch-historischen Rahmen für Städtebilder überhaupt und liefert auch den letzten Aufsatz, der den Schweizer Veduten und ihrer kunsthistorischen Entwicklung gewidmet ist. Beide Texte verbindet ihr methodisches Interesse, das vor allem immer wieder den Kunst-Charakter der Städtebilder fokussiert und ihre oft vorausgesetzte Abbildhaftigkeit problematisiert. Roeck zeigt die mediale Vielfalt der Städtebilder auf und charakterisiert sie als Kreuzungspunkt von historischen, politischen, wirtschaftlichen und ästhetischen Einflüssen. Das Stadtbild wird als Objekt historisch variabler Wahrnehmung vorgestellt, als Produkt der Imagination, dessen Wirklichkeitsreferenz letztlich nur pragmatisch entschieden werden könne (S. 20). Doch das so plausibel charakterisierte Städtebild wird schliesslich in einer ausufernden Debatte um Wirklichkeit, Mimesis, Peirce' ikonisches Zeichen und das *image* Mitchells (S. 29; keine der jüngeren Theoriebildungen zur Bildhaftigkeit des Bildes fehlt) aufgerieben. Erst über den Kontext der asiatischen und islamischen Malerei gewinnt Roeck seinen Gegenstand wieder als bedeutungsvoll zurück. Denn er schwärmt zwar von der Schönheit der chinesischen und japanischen Stadtbilder, aber letztlich bleibt hier eine Vorstellung von perspektivisch-topographischer Präzision sein Bewertungskriterium. Das gilt besonders für die Dokumente der osmanischen Tradition, die er ihren europäischen Pendanten gegenüber deutlich abwertet. Mit dem Mythos der ungeheuren Vervielfältigung durch die Druckmaschinerie enden Roecks Beobachtungen zum asiatischen Städtebild schliesslich doch im «europäischen Wunder». Das ist umso erstaunlicher als er über die Länge seiner Texte versucht, das Städtebild vor allem als autonomes Kunstwerk zu präsentieren, dessen «Ziel nicht mehr vorrangig die Repräsentation einer tatsächlichen Stadtrealität» (S. 29) sei. Im zweiten Text zu den konkreten schweizerischen Beispielen wird dann bei allem Respekt für die mediale und technische Vielfältigkeit der Städteportraits fast eine Enttäuschung greifbar: «Lausanne zählt schliesslich zu den wenigen Schweizer Städten, die Kunstwerken von Rang das Sujet lieferten und nicht nur mehr oder weniger getreue, biedere Vedutistik anregten ...» (S. 166). Offenbar ist für Roeck die eigentliche Messlatte für die Qualität der Darstellungen doch der kunsthistorische Wertekanon.

Die weiteren Beiträge zum Band sind konkreter auf «Schweizer Städtebilder» konzentriert und setzen andere methodische Schwerpunkte. So interessiert sich Regula Schmid in ihrem Text über die Schweizer Bilderchroniken für die spezifischen Narrative von textueller und visueller Historiographie und arbeitet heraus, dass die Stadt im chronikalen Erzählen als Signet der Ereignisgeschichte funktioniert (S. 39). Bruno Weber analysiert die Beschaffungs-, Ordnungs- und

Systematisierungsanstrengungen bei der Auswahl der Städtebilder in den grossen Sammelwerken von Merian und Herrliberger.

Lucas Burkarts Ausführungen zur Materialität der Städtebilder öffnen den Horizont auf die verschiedenen Medien, in denen Städtebilder ihre Formulierungen und Bedeutungsreserven finden. Besondere (Schweizer) Highlights sind der gewobene und gestickte Bildteppich von Bischofszell, der silberne Prunkbecher von Heinrich Domisen mit dem Bild Badens oder die in Stuck gegebene Troger Landsgemeinde. An deren Beispiel wird deutlich, wie viele sozio-politische Informationen sich aus der materiell-medialen Verfasstheit der Städtebilder ablesen lassen – wenn sie denn nicht nur unter bildtheoretischen Aspekten betrachtet wird.

Auch Martina Sterckens Text zu den Schriftbildern der Stadt liefert eine überzeugende Interpretation der medialen Charakteristiken mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Städtebilder. In das Bild eingefügte Beschriftungen und Texte erweitern, kommentieren und erläutern die ikonischen Deutungen der Städte. Die Integration von Texten in die städtischen Ansichten kann mythische, theologisch-heilsgeschichtliche und historisch-historiographische Dimensionen mit dem Stadtbild verknüpfen (z.B. Jos Murers Stadtplan von Zürich von 1576, vgl. S. 91 und S. 610f.) oder auch das politische Funktionieren eines Gemeinwesens aufrufen.

Sylvain Malfroy leistet eine methodisch-theoretische Einführung in die Geschichte der Städte-Fotografie, die er an einzelnen Beispielen plastisch zu machen versteht. So wird die unspektakuläre Aufnahme der Rue du Parc in La-Chaux-de-Fonds zu einem Kleinod interpretativer Verdichtung, die das Bild in seinem historischen, ästhetischen und ökonomischen Kontext in ganz neuer Bedeutung wahrnehmbar macht (S. 117 und S. 122).

Mit Lutz Philipp Günthers Darstellung der modernen Web-Auftritte der Schweizer Städte dringt der Band ins 21. Jahrhundert und zugleich ins Virtuelle vor. Das nicht wirklich unerwartete Ergebnis der Untersuchung ist, dass die Startseiten der Web-Auftritte Bilder präsentieren, die in langer, 'multimedialer' Auseinandersetzung mit dem Stadtbild entstanden sind und sich als Kanon etabliert haben. Eine mögliche Erklärung für die modernen Visualisierungsstrategien liefert François Walter, der in seinem Beitrag zur Urbanisierung der Schweiz nachweist, dass die Auflösung der Stadtgrenzen nach 1830 und das langsame Wachsen der Städte im 19. Jahrhundert zu einer Konzentration der Darstellungen auf die emblematischen Aspekte des Stadtbildes geführt haben.

Die einzelnen Städteportraits schliesslich, auf die hier nicht im Einzelnen eingegangen werden kann, erstaunen immer wieder durch ihre Materialfülle und ihren (medialen) Variantenreichtum. Insgesamt überzeugt der Band vor allem durch seine medientheoretisch informierten kulturgeschichtlichen Beiträge, durch die Fülle des präsentierten Materials und die qualitativ hochwertige Ausstattung, die das Buch zwar ein wenig unhandlich macht, das Schmökern in ihm aber zu einer lustvollen Erfahrung werden lässt.

Maike Christadler, Universität Basel

Jacques Picard, Daniel Gerson (Hg.), **Schweizer Judentum im Wandel. Religion und Gemeinschaft zwischen Integration, Selbstbehauptung und Abgrenzung**, Zürich: Chronos Verlag, 2014, 338 Seiten.

Von etwa 40 000 Schweizerinnen und Schweizern jüdischer Abstammung bezeichnen sich knapp 18 000 als Jüdinnen und Juden. Sie sind meist in den sogenannten Einheitsgemeinden integriert, zu denen orthodox, konservativ oder liberal gesinnte Mitglieder gehören. Die Ultraorthodoxen, die ungefähr 1 500 Charedim, bilden eine Parallelgesellschaft. Auch die etwa 1 500 Liberalen stellen selbständige Gruppierungen dar. Die grossen Gemeinden befinden sich in Basel, Bern, Genf und Zürich. In Israel leben ca. 15 000 Jüdinnen und Juden, die sich weiterhin als Schweizerinnen und Schweizer fühlen. Die Vielfalt dieser Lebensentwürfe charakterisierten die Herausgeber als konfliktuell.

Der Sammelband ist aufgrund eines Teilprojekts des Nationalen Forschungsprogramms 58 «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft» entstanden. Die Autorinnen und Autoren erforschten die Pluralisierung der jüdischen Identität im Wandel zwischen Tradition und Gegenwart. Während diese Thematik in Israel und Nordamerika seit längerem diskutiert wird, wurde sie in der Schweiz oft als negativ empfunden und verdrängt. In diesem Sinne stellt der Sammelband eine Premiere dar.

Jacques Picard führt in einer didaktischen Übersicht in die Problematik des Schweizer jüdischen Mikrokosmos und in die historischen Zusammenhänge ein. Er kommentiert die Reformtendenzen im 19. Jahrhundert, die Folgen der Migrationen des osteuropäischen und afrikanischen Judentums, die rivalisierenden Lebensmodi und die divergierenden Auslegungen der religiösen Gesetze sowie die liberalen und konservativen Richtungen im 20. Jahrhundert. Picard beleuchtet die Auswirkungen des Holocausts und die institutionellen Modelle in Israel und Nordamerika, die als Referenzpunkte in Europa gelten. Für die weitere Lektüre sind Picards Erläuterungen und Begriffsdefinitionen hilfreich.

Seit den 80er Jahren erfuhr das Interesse für das Judentum in der Schweizer Öffentlichkeit einen erheblichen Wandel. Dank der zunehmenden Säkularisierung, dem offenen interreligiösen Dialog sowie den Diskussionen über den Holocaust wurde die jüdische Geschichte zunehmend als Teil der schweizerischen und europäischen Geschichte wahrgenommen. Isabel Schlerkman untersucht die Rolle der Hochschulen, Archive, Institutionen, öffentlichen Veranstaltungen und des persönlichen Engagements in diesem komplexen kulturgeschichtlichen Prozess.

In seinem politologischen Beitrag bilanziert Christian Bolliger die ambivalenten Folgen der Direktdemokratie für die jüdische Minderheit. In Abstimmungen über die Aufhebung des Schächtverbots ohne vorherige Betäubung hatte sie nur geringe Chancen. Das Verbot von 1893 konnte im 21. Jahrhundert bloss gelockert werden, weil die Fremdenangst, vor allem vor dem Islam, im Spiel ist. Eine positivere Bilanz bietet dagegen die öffentlich-rechtliche Anerkennung der jüdischen Glaubensgemeinschaft in sechzehn Kantonen.

Etwa ein Jahrzehnt nach der Schoah begann sich in der Schweiz eine Reformbewegung zu formieren. Daniel Gerson analysiert die Pluralisierungen und Polarisierungen in den Einheitsgemeinden seit den 50er Jahren bis zur Gegenwart. Da die jüdischen Bildungsinstitutionen, die das religiös-liberale Gedankengut unterstützen konnten, erst ab Anfang der 90er Jahre gegründet wurden (Zürcher Lehrhaus 1993, Dokumentationsstelle zur jüdischen Zeitgeschichte ETH Zürich 1995,

Basler Institut für Jüdische Studien 1998, Institut für jüdisch-christliche Forschung in Luzern 2001 und Institut für Judaistik in Bern 2008), mussten die Männer und Frauen, die sich für die zeitgemässen religiösen Tendenzen einsetzten, hartnäckige Widerstände seitens orthodoxer Gegner ohne einen offiziellen Beistand bewältigen. Während der 70er Jahre konnten sich jedoch die liberalen Gemeinden in Genf und Zürich etablieren, die neben den dortigen Einheitsgemeinden koexistieren. In der toleranten Jüdischen Gemeinde Bern fanden die liberalen und orthodoxen Richtungen zusammen. In Basel entstanden dagegen vier liberale Gemeinschaften neben der Einheitsgemeinde.

Die Basler Aktivistin Valérie Rhein setzt sich in ihrem Beitrag mit der Gleichstellung der Frauen und Männer auseinander. Seit Beginn des 21. Jahrhunderts wird die Frau in den liberalen und den meisten konservativen Gemeinden dem Mann gleichgestellt, von den orthodoxen Rabbinern wird sie jedoch weiterhin diskriminiert. Genauso wie die modernen Gruppierungen, welche die Gottesdienste gemeinsam mit ihren Kindern und teilweise nichtjüdischen Partnern gestalten. Rhein, die jahrelange Präsidentin des Vereins Ofek (hebräisch für Horizont) war, beschreibt den Wandel der traditionellen passiven Frauenrolle vom «liturgischen Analphabetismus» bis zu neuen Berufsperspektiven, wie das Rabbinerin-Amt. Sie vergleicht die Texte der Halacha (jüdisches Religionsgesetz) mit ihren Auslegungen in der rabbinischen Literatur, um zu bekräftigen, dass die offiziellen Bat-Mizwa-Feiern, in denen die zwölfjährigen Mädchen als religiös mündig anerkannt werden, genauso berechtigt sind wie die traditionellen Bar-Mizwa-Feiern für die dreizehnjährigen Knaben. Rhein bezieht sich dabei auf die geläufige Praxis in Israel und den USA.

Da etwa 60% der jüdischen Männer und rund 55% der jüdischen Frauen nicht-jüdische Partner heiraten, stellen die Mischehen für die Einheitsgemeinden ein aktuelles Problem dar. Weil nach der Halacha nur Kinder der jüdischen Mütter als jüdisch angesehen werden, wünscht sich ein Teil der jüdischen Ehemänner die Konversion ihrer nichtjüdischen Frauen. Eine willkommene Hilfe bietet dabei die Zürcher liberale Gemeinde, welche die Kinder aus gemischten Ehen aufnimmt. Madeleine Dreyfus führte 20 Interviews mit den gemischten Paaren über die Konversion der Ehefrauen und die Begleiterscheinungen, wie psychologische Schwierigkeiten, Toleranz und Intoleranz. Für ihren Beitrag über diese soziokulturelle und ethnische Problematik wählte die Autorin drei repräsentative Beispiele aus.

Interviews mit Auswanderern nach Israel führte Sabina Bossert, die in ihrer empirischen Sozialforschung ein breites Spektrum der Respondenten berücksichtigte: von den Atheisten über die liberalen oder nicht praktizierenden, jedoch religiösen Juden, zu den Konvertiten oder den streng Orthodoxen. Die Frauen und Männer sind meist aus ideologischen Gründen, zu verschiedenen Zeitpunkten nach Israel eingewandert, wohnen in diversen Orten und wählen unterschiedliche politische Parteien. Alle Befragten pflegen jedoch rege Kontakte zur Schweiz und betonen ihre schweizerische Identität ähnlich, wie sie zu Hause ihre jüdische Identität unterstrichen haben. Obwohl die Alija (Einwanderung) nach Israel zunimmt, wurde sie bis vor kurzem in der Forschung zu wenig betrachtet.

Genauso wenig erforscht ist das Thema der jüdischen Erziehung in der Schweiz. Leonardo Fridman bietet in seinem kritischen Beitrag eine historische Übersicht und eine aktuelle Bestandsaufnahme der jüdischen Bildungseinrichtungen, die den zeitgenössischen Wandel widerspiegeln. Er untersucht die pluralisierten Formen der Vollzeit- und Religionsschulen, die den heterogenen

jüdischen Identitäten entsprechen. Seine detailreiche Aufnahme der regionalen Schulen bringt einen umfassenden gesamtschweizerischen Überblick, in dem auch der englischsprachige Unterricht der internationalen Chabad-Organisation integriert ist.

Helena Kanyar Becker, Basel

Gisela Hauss, Béatrice Ziegler, Karin Cagnazzo, Mischa Gallati, **Eingriffe ins Leben. Fürsorge und Eugenik in zwei Schweizer Städten (1920–1950)**, Zürich: Chronos Verlag, 2012, 190 Seiten.

Dass eugenische Massnahmen in der Schweiz seit dem Beginn und bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus von Behörden vollzogen und von der Öffentlichkeit akzeptiert wurden, haben historische Forschungen der letzten Jahre deutlich gezeigt. Dabei wurden vornehmlich von der Psychiatrie ausgehende Denk- und Handlungsmuster untersucht. Das vorliegende Werk einer interdisziplinären Forschungsgruppe konzentriert sich hingegen auf die fürsorgerischen Behörden. Damit ist es in einen Bereich vorgestossen, der gerade jetzt hochaktuell wird: Der Gedenk Anlass für die Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen, insbesondere administrativ versorgte Menschen, Verdingkinder, Heimkinder, Zwangssterilisierte oder -kastrierte und Zwangsadoptierte, im Jahr 2013 hat einen Prozess in Gang gesetzt, der sowohl die Entschädigung der Opfer dieser Massnahmen anstrebt als auch die Erforschung der historischen, juristischen, finanziellen, gesellschaftspolitischen und organisatorischen Fragen.³

Die Studie erarbeitet wichtige regionale Grundlagen. Sie geht an zwei Beispielen, den Städten St. Gallen und Bern, und in drei verschiedenen Forschungsfeldern, der Vormundschaft St. Gallen (Gisela Hauss), der Jugendfürsorge und der Vormundschaft Bern (Mischa Gallati) sowie der Gutachtertätigkeit bei Abtreibungs- und Sterilisationsanträgen (Karin Cagnazzo), der Frage nach der «eugenischen Praxis» (S. 10) und der Verbindung von eugenischem Denken mit medizinischen, psychiatrischen und pädagogischen Argumenten nach. Dazu wird jeweils zunächst die institutionelle Organisation und anschliessend die Praxis der Fürsorgebehörden dargestellt. Die Bedeutung gesellschaftlicher Integrations- und Ausschlussphänomene wird – so Gisela Hauss und Béatrice Ziegler in ihrem Einleitungskapitel – durch die behördlichen Massnahmen und Anordnungen in ihrer Komplexität, Ambivalenz und Widersprüchlichkeit angesprochen. Im Konzept der «Sozialdisziplinierung» lässt sich die städtische Fürsorge als «Teil eines sich perfektionierenden Systems der Kontrolle» (S. 13) interpretieren. Ausgangs- und Bezugspunkte bilden Fallstudien (Bern) und Fallbeispiele (St. Gallen).

Für die Stadt St. Gallen betont Gisela Hauss die Bedeutung der zu grossem Teil auf ehrenamtlichen oder halbamtlichen Kräften beruhenden Fürsorgetätigkeit, die sie als schwerfällig, unübersichtlich und konservativ charakterisiert. Amtsvormundschaft und Jugendfürsorge waren zentrale Einrichtungen der Vormundschaftsverwaltung. Die Massnahmen der Vormundschaft gegenüber Familien stellten «machtvolle Eingriffe» (S. 41) in das Leben der Betroffenen dar. Sie reichten von gelegentlichen Untersuchungen, Ermahnungen und Besuchen bis zur Kindswegnahme und Platzierung in Pflegefamilien und Heimen. Ledige Mütter waren besonderer Kontrolle unterworfen. Bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen

3 Vgl. http://www.fuersorgerischezwangsmassnahmen.ch/de/runder_tisch.html (31. Mai 2015).

beiderlei Geschlechts sanktionierten die Massnahmen – Kontrollen, Verwarnungen, Einweisungen in Erziehungsanstalten, Psychiatrien, Zwangserziehungsanstalten oder Korrekptionsanstalten – Verhalten und Aktivitäten, die nicht den engen Normvorstellungen der ‘Aufsichtspersonen’ entsprachen: Bei Mädchen und jungen Frauen waren insbesondere der Besuch von Tanzveranstaltungen, Jahrmärkten, aber auch freundschaftliche und sexuelle Beziehungen Anlass zu Interventionen. Bei Knaben und jungen Männern war der Handlungsspielraum grösser, allerdings wurden bei ihnen «Herumtreiben, Schuleschwänzen, nächtliches Fortbleiben», «Trunkenheit» oder «Diebstähle», aber auch «Ausreissen» oder «Fahrradausflüge» als Hauptgründe für das Eingreifen der Behörden genannt (S. 60–64). Hauss hält fest, dass St. Gallen keine eindeutige eugenische Fürsorgepolitik betrieben habe, dass aber seit den 1930er Jahren eine Verbindung zwischen «erblicher Belastung» und moralisch-sozialen Kategorien hergestellt wurde, die bei sogenannten «Minderwertigen» zur Anstaltseinweisung führte (S. 82). Die Zahl der dokumentierten Sterilisationen und Abtreibungen ist in der Stadt St. Gallen gering, sie stellten aber, da sie gerade bei sehr jungen Frauen ausgeführt wurden, besonders schwerwiegende «Eingriffe ins Leben» dar. Auch zur Legitimation dieser Massnahmen wurden eugenische Argumente wie «Geisteschwachheit» oder «Imbezilität» mit Verhaltensauffälligkeiten wie «liederlicher Lebenswandel» oder «geschlechtlicher Leichtsin» verknüpft (S. 68). Der Kreislauf bzw. der Schritt von einer Massnahme zur anderen, einem Heim oder einer ‘Pflegefamilie’ zur anderen wird eindrücklich dargestellt. Weniger klar ist mir der Beginn dieses Kreislaufs geworden: Wer ruft die Behörden auf den Plan, wer macht den ersten Schritt, wer ‘denunziert’? Das hätte noch einen klareren Einblick in die gesellschaftliche Akzeptanz der Massnahmen ermöglicht.

Mischa Gallati konzentriert sich in seinem Beitrag über die Praxis des Vormundschaftssystems der Stadt Bern auf die Entmündigungen, die zu einem «interventionistischen Instrument des modernen Sozialstaates» (S. 138) wurden und oft die Voraussetzung weiterer Massnahmen bildeten: nämlich Einweisungen in Heime von Kindern wie Erwachsenen, Eheverbote und Ehegesprachen, Sterilisationen und Kastrationen. Das Vorgehen der Behörden wird an eindrücklichen Fallstudien dargestellt. Dabei zeigt sich, was Gallati als «prekäre Freiwilligkeit» (S. 139) bezeichnet: Dem Zwang waren durch gesetzliche Regelungen zwar Grenzen gesetzt, vor die «Wahl» gestellt zwischen Sterilisation (in weniger Fällen Kastration) oder Heimeinweisung beziehungsweise Verzicht auf die Eheschliessung konnte die Einwilligung der Betroffenen erpresst werden.

Karin Cagnazzo wechselt auf die Kantonsebene zur Darstellung des institutionellen Kontexts der Sterilisationspraxis. Das Netzwerk und die Zusammenarbeit zwischen Justizdirektion, weiteren kantonalen Behörden, den Armenbehörden der Gemeinden und der Ärzteschaft war durch ein «lockeres Geflecht» (S. 155) von Richtlinien und den bewussten Verzicht auf gesetzliche Regelungen geprägt. In einem «Graubereich der Legalität» bei der Sterilisationspraxis schuf diese Situation – wie weitere gut gewählte Fallgeschichten zeigen – Grundlagen für informellen Zwang.

In einem abschliessenden Vergleich verweisen Béatrice Ziegler und Gisela Hauss auf die trotz unterschiedlicher regionaler Strukturen und politischer Verhältnisse der beiden Städte und der unterschiedlichen Fallzahlen auszumachenden «Entsprechungen» (S. 183), insbesondere in der eugenischen Praxis. Das mag erstaunen, da es im Gegensatz zur öffentlichen Berner Debatte über «biopolitische

Fragen», die immerhin eine Ratsdebatte über die Tötung «lebensunwerten Lebens» mit eingeschlossen hatte, in St. Gallen keine solche Debatten gab. In beiden Städten bildete die Herstellung von «Freiwilligkeit», zwischen «Zwang und Selbstzwang» zu verorten, die Voraussetzung für Sterilisationen.

Allenfalls wäre die Frage nach dem Vergleich der konfessionellen Verhältnisse, für die Schweizer Entwicklung eugenischer Massnahmen allgemein als wichtig eingeschätzt, nochmals explizit zu stellen gewesen. Die Zuordnung der Stadt St. Gallen zum «katholischen Milieu» des Kantons (S. 23) und die Politik der reformierten Stadt Bern lassen vermuten, dass die konfessionellen Unterschiede in der Schweiz weniger bedeutsam waren, als gemeinhin angenommen wird. Starke Bedeutung haben in beiden Städten in den unterschiedlichen Untersuchungsfeldern die fürsorgerischen Massnahmen als Mittel von (Sozial-)Disziplinierung.

Die vergleichende Untersuchung bildet einen wichtigen Forschungsbeitrag und bestärkt sowohl die Notwendigkeit der weiteren Aufarbeitung fürsorgerischer Massnahmen wie der Erarbeitung einer Geschichte der Schweizer Fürsorge.

Regina Wecker, Universität Basel

Jonathan Kreutner, Die Schweiz und Israel. Auf dem Weg zu einem differenzierten historischen Bewusstsein, Zürich: Chronos Verlag, 2013, 223 Seiten.

Die Geschichte der Beziehungen zwischen Israel und der Schweiz ist bisher in erster Linie in studentischen Abschlussarbeiten aufgearbeitet worden. Aus verschiedenen Gründen gestalten sich diese Beziehungen als sehr komplex. Die jahrhundertelange Tradition von Antijudaismus und Antisemitismus, die in der Shoah kulminierte, trägt zu dieser Komplexität ebenso bei wie die Entstehungsgeschichte des israelischen Staates und die Rolle, die die europäischen Kolonialstaaten dabei gespielt haben. Indem Jonathan Kreutner in seiner Studie nicht allein die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten aufarbeitet, sondern auch die europäische Geschichte, die Verstrickungen Europas in den Holocaust sowie den europäischen Entstehungsort des Zionismus einbezieht, füllt er eine wichtige Forschungslücke.

Nach einem einführenden Kapitel, in dem er die wichtigsten Begriffe erläutert sowie die Quellenlage und seine Vorgehensweise darlegt, widmet sich Kreutner den Wechselbeziehungen zwischen der israelischen und der europäischen Geschichte, die ihrerseits wiederum das Verhältnis zwischen Israel und der Schweiz beeinflussten. In diesem etwas unsystematisch wirkenden Kapitel wird somit der zentrale Referenzrahmen dieser Geschichte thematisiert, der die Bereiche Holocaust, gemeinsame jüdisch-europäische Kultur, Entstehung des Zionismus als europäisches Projekt etc. umfasst. Gern hätte man an dieser Stelle noch etwas mehr über die Beziehungen zwischen Israel und der EWG/EU erfahren.

Die anschliessenden Kapitel widmen sich den verschiedenen Phasen der Beziehungen zwischen den beiden Kleinstaaten Schweiz und Israel. Diese sehr wechselhafte Geschichte wird in erster Linie anhand von diplomatischen Quellen aus dem Bundesarchiv nachgezeichnet. Ergänzend werden auch Presseauschnitte sowie Dokumente jüdischer Organisationen einbezogen. Zusätzlich stehen vor allem für die 1970er Jahre auch Meinungsumfragen zur Verfügung, die allerdings aufgrund des Fehlens von Replikationsstudien kaum eindeutige Schlüsse auf Entwicklungen und Tendenzen zulassen. Anhand solcher Quellen können zusätzlich zur Schweizer Aussenpolitik auch die öffentliche Meinung sowie Einschätzungen seitens jüdischer AkteurInnen in die Analyse des Verhältnisses zwischen Israel

und der Schweiz einbezogen werden. Wie Kreutner selber in der Einleitung einräumt, erfolgt der Einbezug der Quellen etwas unsystematisch. Tatsächlich erhält man bisweilen den Eindruck, gewisse Unterkapitel seien nicht in erster Linie thematisch, sondern aufgrund der vorhandenen Quellen strukturiert worden.

Eine erste Phase der Beziehungen zwischen Israel und der Schweiz zwischen 1948 und 1967 war von einem Wandel des Israelbildes geprägt. Von offizieller Seite her begegnete man der israelischen Staatsgründung mit Skepsis und Abwarten. Schon bald wurde klar, dass im Hinblick auf den Nahen Osten «die Wirtschaftsinteressen der Schweiz gegenüber den Prinzipien der Schweizer Aussenpolitik dominierten» (S. 81f.). Deutlich wurde dies etwa im Zusammenhang mit den arabischen Boykottandrohungen gegen Firmen, die mit Israel Geschäftsbeziehungen unterhielten. Auch die gesellschaftlichen Reaktionen auf die Gründung des israelischen Staates waren zurückhaltend. Erkennbar ist dies etwa daran, dass die Gesellschaft Schweiz-Israel erst 1955 und in erster Linie auf Initiative von Mitgliedern von jüdischen Institutionen und Gemeinden entstand.

In den 1960er Jahren sollte sich dann aber das Verhältnis zu Israel grundlegend wandeln und einer eigentlichen Israel-Euphorie Platz machen, die ihren Höhepunkt während des Sechstage-Kriegs 1967 erreichte. Nicht nur breite Teile der Öffentlichkeit, sondern auch der Bundesrat stellte sich nun in einem Communiqué deutlich hinter Israel. Nach dieser Kulmination pro-israelischer Äusserungen nahm dann aber die Israel-Begeisterung schnell wieder ab. Im Zusammenhang mit dem Yom-Kippur-Krieg äusserte sich der Bundesrat aus wirtschaftspolitischen Bedenken im Zusammenhang mit der Ölfrage nicht zum Krieg. Und auch in der Öffentlichkeit war im Laufe der 1970er Jahre eine sinkende Solidarisierung mit Israel zu beobachten, die zunächst die radikale Linke und später auch grosse Teile der gemässigten Linken sowie bürgerliche Kreise erfasste. Dieser Trend setzte in der zweiten von Kreutner definierten Phase zwischen 1967 und 1973 ein und sollte sich in der darauffolgenden Phase zwischen 1973 und 1982 fortsetzen. Damit einher ging eine zunehmende Akzeptanz der PLO, die schliesslich 1981 in den offiziellen Empfang des PLO-Vertreters Farouk Kaddumi in Bern mündete. Somit verlief die Entwicklung in der Schweiz ähnlich wie in Europa. Von VertreterInnen jüdischer Institutionen wurde sie kritisch begleitet, wobei ab den 1980er Jahren Meinungsverschiedenheiten innerhalb der jüdischen Gemeinschaft über das Verhältnis zu Israel stärker in die Öffentlichkeit getragen wurden.

1982, mit dem Libanonkrieg als Beginn einer neuen Phase der Beziehungen zwischen Israel und der Schweiz, erreichte die zunehmend kritische Beurteilung Israels einen Höhepunkt, indem neben antiisraelischen auch deutlich antisemitische Äusserungen zu hören und lesen waren. Kurz darauf trat der Nahostkonflikt aus Schweizer Perspektive wiederum in den Hintergrund, bis 1987 mit dem Ausbruch der Intifada ein neues Kapitel begann. Diese letzte Phase wird allerdings in der Studie äusserst knapp beschrieben. In diesem Sinne ist der Untertitel des Buchs denn auch eher als Plädoyer denn als Tendenz einer historischen Entwicklung zu lesen, ein Plädoyer, das im Schlussteil nochmals aufgegriffen wird.

Kreutner beschreibt das komplexe Verhältnis zwischen Israel und der Schweiz nüchtern und unaufgeregt und liefert damit einen wichtigen Beitrag zu dieser Geschichte, nicht nur für Einschätzungen der Schweizer Aussenpolitik, sondern auch den Umgang der Schweiz mit der jüdischen Minderheit und verschiedenen Ausprägungen von Israel-Euphorie, Antizionismus und Antisemitismus.

Christina Späti, Freiburg

Akio Nakai, **Preussen, die Schweiz und Deutschland aus japanischer Sicht. Modernisierung, Politik, Krieg und Frieden**, München: Iudicium Verlag, 2014, 167 Seiten.

Preussen, die Schweiz und Deutschland bilden gleichsam die drei Säulen, auf denen das wissenschaftliche Forschungsgebäude des japanischen Historikers Akio Nakai ruht, der bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1998 an der renommierten Sophia-Privatuniversität in Tokio Moderne Geschichte gelehrt hat. 1962 ermöglichte ihm ein eidgenössisches Stipendium, seine Studien an der Universität Bern fortzusetzen und 1964 mit der Erlangung der Doktorwürde abzuschliessen. Das Thema seiner Dissertation *Das Verhältnis zwischen der Schweiz und Japan* hat ihn nicht nur fortan auf vielfältige Weise beschäftigt, ihm gelang es auch, für das bislang kaum erforschte Verhältnis der Alpenrepublik zum ostasiatischen Inselstaat Pionierarbeit zu leisten, indem er erstmals neben schweizerischen auch japanische Quellen in grossem Umfang heranzog. 1967 ist die Arbeit in überarbeiteter Form erschienen. Sie behandelt die für Japan kritische Periode nach der gewaltsamen Landesöffnung 1853/54, in der die Schweiz eine Handelsexpedition zum Abschluss eines Handelsvertrages in den Fernen Osten entsandte (1859) – allerdings zunächst ohne Erfolg; erst 1864 ist der Schweiz mit der Mission Aimé Humberts Erfolg beschieden – und die dann mit der sogenannten Meiji-Restauration, das heisst der Wiederherstellung der kaiserlichen Macht in Japan, wie dem regierungsoffiziellen Modernisierungsprogramm nach westlichen Vorbildern 1868 endete.

Auch wenn mit der Schweiz sozusagen alles anfang, so hat der Autor später seinen Fokus auf den gesamten deutschsprachigen Bereich erweitert, insbesondere auf das Deutsche Reich und seinen Bezug zu Japan im 19. und 20. Jahrhundert. Dazu gibt das vorliegende Werk einen repräsentativen Überblick. Die insgesamt neun Beiträge schlagen einen weiten Bogen von den Anfängen der offiziellen deutschen wie schweizerischen Kontakte mit Japan in den 1860er Jahren über Fragen der Modernisierung und Friedenswahrung im Ersten Weltkrieg bis hin zur japanischen Haltung gegenüber Nationalsozialismus wie dem Zweitem Weltkrieg und einem Vergleich von «Entmilitarisierung» in Japan bzw. «Entnazifizierung» in Deutschland. Die Aufsatzsammlung schliesst mit einem kenntnisreichen Beitrag über den japanischen Gruppenindividualismus, der aus Sicht des Verfassers als Kraftquelle der Modernisierung diente.

Bleiben wir kurz bei den drei Beiträgen, die sich mit der Schweiz befassen. Neben dem bereits erwähnten Beitrag über die Anknüpfung japanisch-schweizerischer Beziehungen (*Der Weg um die Erde herum*) tun zwei weitere Aufsätze dem Forschungsschwerpunkt Schweiz Genüge: zum einen eine Darstellung deutscher wie schweizerischer Militärbeobachter während des Russisch-Japanischen Krieges 1904/05; zum anderen eine konzise Abhandlung über den in Bern wirkenden, aus dem deutschen Wiesbaden stammenden Völkerrechtler Otfried Nippold (1864–1938), der sich in seinen Publikationen intensiv mit der Schweiz, mit Deutschland und Japan – er lehrte selbst in Tokio von 1889–1892 – auseinandersetzte und somit in vielerlei Hinsicht zum hochgehaltenen Vorbild Nakais wurde.

Nach Ausbruch des Krieges zwischen Japan und Russland Anfang 1904 entsandte die Schweiz, wie viele andere Mächte auch, Offiziere als Militärbeobachter auf den fernöstlichen Kriegsschauplatz – je zwei auf die russische wie auf die japanische Seite –, da nach Ansicht von Oberstleutnant Fritz Gertsch, einem der an die japanische Front entsandten Offiziere, der Konflikt «für jede moderne Armee so lehrreich werden [wird], wie seit 1870 kein Krieg mehr war» (S. 39). Die beiden Schweizer Offiziere, die den Krieg in Ostasien auf japanischer Seite erlebten, waren vom Mut und Kampfwillen der japanischen Infanterie begeistert, «die in den Tod geht, wie bei uns die Kinder auf eine Schulreise», wie Hauptmann Richard Vogel berichtete (S. 49).

Nakais Beschäftigung mit Otfried Nippold geht zurück auf seine Schweizer Studienjahre, in denen er unveröffentlichte Manuskripte von ihm in der Bürgerbibliothek in Bern aufgetan hat. In diesen bekundet Nippold nicht nur Verständnis für Japans Politik im Ersten Weltkrieg und die militärische Konfrontation mit dem Deutschen Reich über das chinesische ‘Pachtgebiet’ Kiautschou, sondern verurteilt Deutschlands aggressive Politik auch scharf, da sie extrem friedensgefährdend war. Nakais Verdienst ist es, einen kritischen Denker und überzeugten Demokraten, der 1905 in der Schweiz eingebürgert wurde, der Vergessenheit entrissen und ihn als vehementen Ankläger gegen alle Formen von Militarismus wie Chauvinismus präsentiert zu haben.

Der Band enthält zum Teil weit verstreute deutschsprachige Einzelforschungen, die hier unter Nachweis der Erstveröffentlichung in handlicher Form dem Publikum zugänglich gemacht werden. Es handelt sich dabei um Arbeiten aus der Zeit zwischen 1980 und 2005, die ihre Aktualität durchaus bewahrt haben. Sie stellen einen guten Querschnitt dar durch das wissenschaftliche Œuvre Akio Nakais und bieten für die japanisch-schweizerischen wie japanisch-preussischen/deutschen Beziehungen interessante Einblicke aus ungewohnter Perspektive. Gerade deshalb sei diese Neuerscheinung allen Interessierten als Lektüre empfohlen.

Rolf-Harald Wippich, Luzern

Patricia Hertel, **Der erinnerte Halbmond. Islam und Nationalismus auf der Iberischen Halbinsel im 19. und 20. Jahrhundert**, München: Oldenbourg Verlag, 2012 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 40), 254 Seiten, 18 Abbildungen.

Während die Rolle des Islams bei den nationalstaatlichen Entwicklungen auf dem Balkan bereits untersucht wurde, fehlen im deutschen Sprachraum Studien, die diesen Prozess auf die iberische Halbinsel übertragen. *Der erinnerte Halbmond* von Patricia Hertel will diese Forschungslücke schliessen und den Einfluss heterogener Vorstellungen eines «Islams» im 19. und 20. Jahrhundert auf nationale Fremd- und Selbstbilder in Spanien und Portugal kenntlich machen (S. 12). Hertel argumentiert, dass der Islam konstitutiv für Entwürfe nationaler Identität war, die Erinnerungen an die maurische Präsenz jedoch vordergründig als Suche nach sich selbst zu verstehen sind (S. 21). Trotz der Gefahr, dass durch den Verzicht auf islamische Quellen das «Eigene über das zum Schweigen verurteilte Fremde spricht» (S. 26) und eurozentrische Sichtweisen untermauert würden, erhofft sich Hertel, mittels des konstanten Indikators ‘Islam’ Mechanismen von Nationsbildungsprozessen über einen längeren Zeitraum hinweg kenntlich zu machen. Methodisch bedient sich Hertel ideen- bzw. kulturgeschichtlicher Ansätze der Nationalismusforschung, um diesen Prozess als Verschmelzung religiöser,

historischer, ethnischer und sprachlicher Konzepte herauszuarbeiten (S. 27). Unterschiede zwischen Portugal und Spanien sollen durch die Auswertung der Diskurse von Regierungen, Kolonialpolitikern, Militärangehörigen und kirchlichen Würdenträgern aufgezeigt werden.

So habe in Spanien bis zum Fall der Franco-Diktatur der Mythos der Reconquista dazu beigetragen, ein spanisches Wesen zu definieren, während in Portugal auch der positive Einfluss der Araber auf der iberischen Halbinsel stets Eingang in die wissenschaftlichen Studien fand. Kastilien erscheint in Portugal als grössere Bedrohung für die Unabhängigkeit, wohingegen die islamische Präsenz des Mittelalters allmählich in der Erinnerung verblasste und keine Integration des Islams in die Vorstellung der Nation stattfand, wie es in Spanien der Fall war. In ihrer Analyse der ambivalenten Islambilder geht Hertel auch kurz auf das Baskenland ein, das sich auf Grund der islamischen Abwesenheit als «reiner und katholischer als Kastilien sah» (S. 58f.). Dennoch lässt sich für Spanien festhalten, dass der Islam ein Feindbild konstituiert, das für den Zusammenhalt der von Kastilien dominierten «spanischen Nation» wichtig war (vgl. S. 209).

Ebenso wird die Darstellung des Islams in Schulbüchern beider Länder thematisiert. Die hier vermittelten Vorstellungen über den Islam, der den Kindern als eine Religion mit vielen unangenehmen Verpflichtungen präsentiert wurde, überdauerten auch die politischen Brüche von Monarchie zu Republik und dann zur Diktatur. Jedoch ist auf Grund der hohen Analphabetenrate in beiden Ländern der Wirkungsgrad der Schulbücher eher als gering einzustufen.

Wie Hertel nachweisen kann, wurde auch das architektonische Erbe des Islams in beiden Ländern lange Zeit vernachlässigt, da hierfür angesichts angespannter Staatsfinanzen kaum Mittel vorhanden waren. Erst die Nutzbarmachung des islamischen Erbes für den Tourismus habe für signifikante Verbesserungen gesorgt, was nun zu einem ausgewogeneren Bild der islamischen Präsenz beiträgt.

Ganz besonders aufschlussreich sind die Passagen, die sich mit den iberischen Diktaturen und ihrem Umgang mit dem Islam beschäftigen. Da der franquistische Putsch seinen Ursprung in Marokko nahm und Marokkaner auf Seiten Francos im Bürgerkrieg kämpften, führte dies zu islamophoben Klischees auf republikanischer Seite. Ausserdem etablierte sich kurzzeitig ein Diskurs des «guten Mauren» in der sich herausbildenden Diktatur und führte zu einer formalen Gleichberechtigung der Marokkaner, die letztendlich aber nur auf dem Papier bestand und von kirchlichen Würdenträgern ausgebremst wurde. In der spanischen Diktatur war der Islam dennoch in einem begrenzten Sinn ein Partner, während er im portugiesischen Estado Novo das Potenzial zur Gegnerschaft besass. Nach Ausbruch der Kolonialkriege wurde der Islam kritisch beäugt, da vor allem in Mosambik und Guinea-Bissau eine grosse Minderheit islamischen Glaubens war. Festzuhalten ist aber auch, dass mit dem Kommunismus als neues Feindbild Nummer eins islamophobe Vorstellungen allmählich in den Hintergrund traten (S. 144f.).

Eine Schlüsselposition im Buch nimmt ein Kapitel über den folkloristischen Umgang mit dem Islam ein. Die Analyse zweier Feste im nordportugiesischen Viana do Castelo und in Alcoy (Region Valencia) lässt die Intellektuellendiskurse hinter sich und legt die Sicht breiterer Bevölkerungsschichten auf den Islam offen. Bei diesen Festen, die einen konfliktreichen Kulturkontakt zwischen Mauren und Christen nachspielen, handelt es sich laut Hertel um eine Erfindung von Tradition im Sinne von Eric Hobsbawm, da sich die Mehrzahl dieser Feierlichkeiten

erst im 19. Jahrhundert etablierte und die historischen Fakten eher nebensächlich sind. Aber vor allem in Spanien haben diese Feste eine gemeinschaftsstiftende Wirkung, da jedes Dorf so seinen eigenen Reconquista Mythos entwickeln und pflegen konnte (S. 183f.).

Hertels Studie ist nicht nur durchweg quellengestützt, sondern besticht auch durch die rezipierte Sekundärliteratur aus zwei Jahrhunderten spanischer und portugiesischer Geschichte. Die mehr oder weniger ausgeprägten Effekte des Islams auf den Prozess des *Nation building* in Portugal und Spanien können dadurch insgesamt sehr schlüssig dargestellt werden. Jedoch hätten die spanischen Regionalismen und der aktuelle Umgang mit dem Islam in beiden Ländern sicherlich eine noch grössere Aufmerksamkeit verdient. Ebenso wäre ein ausführlicherer Vergleich zum Balkan wünschenswert gewesen, auch wenn Hertel in ihren Schlussbemerkungen sicherlich zu Recht anmerkt, dass es sich auf dem Balkan um ein heisses und in der Iberia um ein kaltes Gedächtnis handelt und die Erinnerung an den Kampf gegen den Islam die Nation als Schicksalsgemeinschaft näher zusammenrücken lässt.

Thomas Weissmann, Technische Universität Chemnitz

Wolfram Dornik, Die Ukraine zwischen Selbstbestimmung und Fremdherrschaft 1917–1922, Graz: Leykam, 2011, 544 pages.

L'histoire de l'Ukraine, tout comme sa politique, est un champ contesté et l'est déjà depuis longtemps. Le monde académique ne peut alors que saluer des tentatives comme celle de l'historien autrichien Wolfram Dornik et de ses collègues provenant d'Autriche, d'Allemagne, d'Angleterre, de Pologne, de Russie et d'Ukraine, qui ont décidé de se mettre ensemble pour présenter dans un volume commun leurs vues sur l'histoire de l'Ukraine de la deuxième moitié de la Première Guerre mondiale à l'établissement de l'Union soviétique. Le but de ce livre est d'intégrer l'histoire de l'Europe de l'Est d'une façon plus marquée que par le passé dans l'historiographie de la Première Guerre mondiale et de remettre en question la périodisation courante en ce qui concerne cette guerre dans cette partie du monde.

Le début du premier chapitre s'occupe du bouleversement et des affrontements violents sur le territoire de l'empire tsariste de 1917 à 1922. Hannes Leidinger y dit qu'il serait faux de supposer que l'Empire russe ait dû s'effondrer en raison de la Première Guerre mondiale. De même, la dénomination de guerre civile russe n'est non plus à la hauteur d'un discours sur la période en discussion. Leidinger préfère alors parler d'une période de confusion («Zeit der Wirren»), pendant laquelle le système existant s'écroule, offrant ainsi différentes possibilités d'ordre nouveau. Dans les parties suivantes, Wolfram Dornik et Peter Lieb discutent d'une manière convaincante du front de l'Est et de la politique des pouvoirs centraux envers l'Ukraine. Ils constatent qu'à cause de grands problèmes concernant l'organisation du ravitaillement, aussi bien l'Autriche-Hongrie que la Russie perdaient d'énormes quantités d'hommes et ne réussirent pas à percer durablement le front de l'ennemi. Ils constatent aussi, que ni l'Allemagne ni l'Autriche-Hongrie ne disposaient d'une politique poursuivant un but précis au sujet de l'Ukraine. Les succès tactiques à court terme étaient plus importants qu'une stratégie à long terme.

Le deuxième chapitre est dédié au développement intérieur de l'Ukraine. Georgiy Kasianov présente d'abord les divers groupes sociaux, sans cependant donner des explications plus en détail. Pour lui, les faits sont généralement connus,

laissant donc le lecteur impuissant devant un grand nombre de noms et de notions. De même, dans sa présentation de la république populaire de l'Ukraine de l'Ouest, Vasył Rasevyc ne s'appuie que sur des sources et de la littérature en ukrainien. Il s'attache à démontrer la loyauté de membres ukrainiens envers l'Empire de Habsbourg, tandis que celui-ci, selon lui, ne supportait que les intérêts des Polonais.

Dans le troisième chapitre, les auteurs Wolfram Dornik, Peter Lieb et Vasył Rasevyc discutent la politique d'occupation des pouvoirs centraux. Ils montrent qu'il n'existait pas vraiment de politique d'occupation coordonnée. En matière économique, les mesures prises par les autorités d'occupation étaient marquées par les besoins alimentaires internes de l'Autriche-Hongrie et de l'Allemagne, où l'on espérait que l'occupation de l'Ukraine allait faire disparaître les problèmes internes, ce qui n'était clairement pas le cas. Les mesures de contrainte utilisées par les autorités d'occupation avaient pour conséquence que la plus grande partie de la population ukrainienne, qui avait vu l'entrée des troupes des pouvoirs centraux comme une chance, se retourne bientôt contre les occupants et les considère comme des oppresseurs, ne soutenant que les grands propriétaires dans leur dessein de restauration de l'état antérieur.

Le quatrième chapitre s'occupe de la politique (extérieure) de la Russie, de la France, du Royaume-Uni, des États-Unis, de la Pologne et de la Suisse envers l'Ukraine. Malheureusement les agissements des activistes ukrainiens dans ces pays ne sont pas débattus. Alexey Miller et Bogdan Musial discutent de la politique de la Russie, l'un pour la période d'avant 1917 et l'autre pour les années allant de 1917 à 1922. Dans une rétrospective assez détaillée et convaincante, Miller montre que la dénomination d'Ukrainien ou de Petit Russes comme la question de la langue ou du dialecte et de l'incorporation des élites locales dans l'Empire russe a joué un rôle important dans les relations entre intérêts russes et ukrainiens. Miller dit que c'est la guerre qui a diminué aussi bien l'influence des russophiles dans la partie ukrainienne de l'Autriche-Hongrie que des nationalistes russes dans les parties de l'Ukraine sous contrôle russe. Bogdan Musial discute la politique des bolcheviques envers l'Ukraine et souligne que ceux-ci ne voulaient pas accepter des États indépendants sur le sol de l'ancien Empire russe. Le principe de la libre détermination des peuples n'était accepté que comme instrument pour gagner des alliés pendant les conflits militaires avec les troupes anti-révolutionnaires ou les paysans insurgés de Nestor Machno. La politique française – bien présentée par Hannes Leidinger – et britannique – discutée d'une manière parfois un peu trop superficielle par Wolfram Dornik – envers l'Ukraine était largement dominée par un antibolchevisme général et l'incapacité de faire prévaloir ses intérêts (France) ou par la médiocrité des connaissances sur la situation locale (Grande-Bretagne). Il n'est alors pas surprenant que ni la France ni la Grande-Bretagne n'aient eu une large influence sur le développement de l'Ukraine dans la période considérée. Le sous-chapitre suivant, qui aborde la politique des États-Unis, est beaucoup plus intéressant. Wolfram Dornik y montre que, comme l'a déjà démontré Erez Manela pour le monde non européen, l'administration du président Woodrow Wilson poursuivait une politique qui n'acceptait le principe de l'autodétermination que d'une manière très sélective. En ce qui concerne des parties des empires austro-hongrois ou ottoman, Wilson était d'accord pour que de nouveaux États se séparent du contrôle impérial, mais pour la Russie cela n'était pas le cas. Avec cette politique, le président américain, sans le vouloir

expressément, contribua à la stabilisation de l'Union soviétique. Au sujet de la Pologne, Bogdan Musial indique que les intérêts des dirigeants polonais se concentraient sur la partie ouest de l'Ukraine et sur le conflit avec la république populaire de l'Ukraine de l'Ouest. Celui-ci était si violent que les relations entre Polonais et Ukrainiens dans ces parties de l'ouest de l'Ukraine sont restées tendues pendant de longues années. La dernière partie du chapitre sur les politiques extérieures s'occupe de la Suisse et de ses relations avec l'Ukraine. Dans une petite digression intéressante, Wolfram Dornik observe que l'Ukraine n'a jamais eu une grande importance pour la Suisse. Cependant, les difficultés économiques de la fin de l'année 1917 et du début de l'année 1918 ont fait naître l'idée que l'Ukraine pouvait être utile pour l'alimentation de la population suisse, soit sous forme d'exportations de blé de l'Ukraine en Suisse, soit sous forme d'entreprise coloniale helvétique en Ukraine. Ni l'un ni l'autre n'ont finalement été réalisés et en août 1918 le président de la Confédération considérait que la mission en Ukraine n'avait abouti à rien.

Dans l'avant-dernier chapitre Wolfram Dornik, Peter Lieb et Georgiy Kasianov présentent une comparaison de l'occupation de 1917/18 avec celle de 1941 à 1944. Dans une analyse nuancée, les auteurs montrent qu'en ce qui concerne l'organisation de l'Etat, le type de militaires impliqués et le traitement des civils, il existait de nombreuses différences, mais qu'il y avait de nombreuses similitudes pour ce qui est des perceptions anti-slaves et antijuives. Dans le dernier chapitre, finalement, Wolfram Dornik essaie de qualifier l'occupation et les raisons pour lesquelles l'Ukraine n'a pas réussi à se maintenir comme un Etat indépendant. Pour lui, le problème le plus marqué de l'occupation était le manque de volonté, de la part des Etats occupants, de fonder une Ukraine indépendante et, en revanche, leur soutien aux grands propriétaires du pays. Ce qui manquait le plus, c'était leur appui pour la création d'un nouvel Etat sur le plan international. Dans l'ensemble, nous pouvons constater que ce livre est une entreprise louable qui présente beaucoup d'informations très valables, mais qui n'est quand même pas complètement réussie. De fait, tous les auteurs n'étaient pas prêts à s'engager dans une discussion avec les idées des autres. En outre, la question de la périodisation, dont un renouvellement est promis en début d'ouvrage, n'est reprise explicitement par aucun des auteurs – ce qui est dommage.

Daniel Marc Segesser Université de Berne

Pascal Maeder, Barbara Lüthi, Thomas Mergel (Hg.), **Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch. Festschrift für Josef Mooser zum 65. Geburtstag**, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2012, 245 Seiten, 5 Abbildungen, 4 Grafiken.

Um die Sozialgeschichte ist es in den letzten zwei Jahrzehnten merklich stiller geworden. Eine sozialhistorische Schule wie einst die bis heute emblematische Bielefelder gibt es nicht mehr, und manchem mag es fraglich erscheinen, ob die Sozialgeschichte als Disziplin in Deutschland noch Bestand haben wird. So überrascht die titelgebende Frage des hier vorliegenden Bandes «Wozu noch Sozialgeschichte?» nur halb, auch wenn das historische Verdienst der deutschen Sozialgeschichte sicher unbestritten ist.

Doch allein dieses Verdienst herauszustellen, ist nicht Sache der drei Herausgeber dieser Josef Mooser, einem der wichtigsten deutschen Sozialhistoriker, gewidmeten Festschrift. Ihm zu Ehren denken die dreizehn Autorinnen und Autoren

des Bandes über eine Antwort auf die Frage nach der vergangenen und möglichen zukünftigen Bedeutung der Sozialgeschichte nach.

Zunächst aber skizzieren Pascal Maeder, Barbara Lüthi und Thomas Mergel in ihrer Einleitung die Herausforderungen, vor die sich die Sozialgeschichte in den vergangenen Jahren gestellt sah und die bis heute keineswegs vollständig gemeistert sind. Zwar wurde, wie die Herausgeber feststellen, die Beschränkung auf den nationalhistorischen Rahmen weitgehend zugunsten von vergleichenden, transnationalen oder auch globalhistorischen Perspektiven aufgegeben bzw. durch diese ergänzt. Auch das zunächst emphatische Selbstverständnis als politisch wurde zunehmend kritisch reflektiert, modernisierungstheoretische Grundannahmen problematisiert oder fallen gelassen. Dabei wurde der Begriff des Sozialen nicht nur verändert, zur Gesellschaft als «Gewebe von Beziehungen» und Handlungen erweitert, sondern steht nun auch in der Gefahr, an Schärfe und Präzision zu verlieren. Denn wenn Körper, Raum und «nichtsoziale» Materie als Bedingungsfeld, «innerhalb dessen das Soziale sich entfaltet und das seinerseits wieder Materie und Raum gestaltet» (S. 11), in den Fokus der Sozialgeschichte rücken, stellt sich zunehmend die Frage, was das Soziale denn von anderen Begriffen und Perspektiven noch unterscheidet.

Eine Stärke des vorliegenden Bandes ist es, dass seine Autorinnen und Autoren verschiedene mögliche Antworten darauf ausbuchstabieren und damit zum eigenen Nachdenken über das Soziale und den Mehrwert sozialhistorischer Perspektiven und Fragen anregen. So geben Benjamin Ziemann und Philipp Sarasin unter dem Rubrum «Methodische und theoretische Herausforderungen» zwei in vielem gegensätzliche Antworten: Sarasin setzt zunächst zu einer quasi subversiven Rettung der von Sozialhistorikern so lange hoch geschätzten Statistik an, indem er den Google Books Ngram Viewer die Häufigkeit verschiedener Begriffe ermitteln lässt. In dessen Fokus auf die Oberfläche erkennt er die Verwirklichung von Foucaults Traum einer graphischen Repräsentation des genealogischen «Hintergrunds» (S. 160). Diese Umdeutung verdeutlicht Sarasins Überzeugung, dass insbesondere Foucault der Sozialgeschichte ihre epistemologische Grundlage entzogen hat. Aus Sarasins Sicht taugt das Soziale nicht mehr zum Ausgangspunkt einer Geschichtswissenschaft, denn es lasse sich nur noch in den an Foucault angelehnten Dimensionen von Wissen, Macht und Selbstverhältnissen beschreiben. Die Frage nach dem Sozialen an sich wird allerdings dadurch, so betont Sarasin, nicht obsolet.

Auch Benjamin Ziemann setzt mit seiner Reflexion an einer zentralen Quelle traditioneller Sozialgeschichte an und unterzieht die Verwendung zeitgenössischer quantifizierender Daten und soziologischer Erhebungen aus dem Bereich der empirischen Sozialforschung als privilegierter, da präziser Zugang zur sozialen Wirklichkeit einer grundlegenden Kritik. Für Ziemann haben weder der Vorschlag von Lutz Raphael und Anselm Doering-Manteuffel, sozialwissenschaftliche Daten als «Quelle und Darstellung zugleich»⁴ zu nutzen, noch Hans-Ulrich Wehlers Versuch einer Kontextualisierung⁵ soziologischer Befunde Bestand. Insbesondere Wehlers Umgang mit der empirischen Sozialforschung entlarvt Ziemann als

4 Anselm Doering-Manteuffel, Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2012, S. 76.

5 Ziemann bezieht sich hier auf Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 5, München 2008, S. 108–118.

containment, das heisst, als Versuch der Einhegung unerwünschter, widersprüchlicher oder über-komplexer Daten und Deutungen. Stattdessen plädiert Ziemann für eine konsequente Historisierung sozialwissenschaftlicher Daten in der Sozialgeschichtsschreibung, die damit aus seiner Sicht nicht nur methodisch überzeugender, sondern auch theoretisch anspruchsvoller würde und sich über die etablierten «reifizierten» Kategorien der Klasse, Gruppe und Schicht (S. 149) hinaus für komplexere und widerspruchsvollere Perspektiven öffnen könnte.

Wie dennoch die «Sozialgeschichte als Klassengeschichte» noch heute fruchtbar gemacht werden kann, versuchen Jürgen Kocka und Stefan Brakensiek im ersten Teil des Sammelbandes zu demonstrieren. Dabei zeigt Brakensiek in einem nachdenkenswertem Beitrag im Anschluss an Josef Moosers Arbeiten zur frühmodernen ländlichen Klassengesellschaft, dass Moosers vielschichtiger, auch das Religiöse integrierende Klassenbegriff bis heute Forschungen anregt und Fragen generiert, aber eben auch Fragen offen lässt, da die Beziehung von sozio-ökonomischer Ungleichheit und politischer Orientierung sozialhistorisch nicht geklärt werden kann.⁶ Kocka plädiert dagegen nicht ganz überraschend für einen globalgeschichtlichen Blick auf Klassenbildungsprozesse und bringt ein weiteres Mal die Geschichte der Arbeit als vielversprechendes neues Forschungsfeld in Stellung.

Damit nimmt Kocka eine mögliche «thematische Erweiterung» vorweg, die dann erneut im vierten Teil des Sammelbandes zum Thema wird. Während sich nämlich dort auch Hans-Ulrich Wehler der globalhistorischen Fraktion anschliesst, lotet Franz-Josef Brüggemeier eine sozialhistorische Erkundung der Umweltgeschichte unter der Leitfrage der Umweltgerechtigkeit aus. Nachdem Regina Wecker anschliessend über die Vorteile von «Undiszipliniertheit» im Vergleich von Sozial- und Geschlechtergeschichte reflektiert, rekapituliert Thomas Mergel die zögerliche Hinwendung der Sozialgeschichte zur Religionsgeschichte und weist dabei kritisch auf die noch zu füllenden Leerstellen einer heutigen, sozialhistorisch fundierten Religionsgeschichte hin.

Auf einen gänzlich anderen sozialhistorischen Weg macht Martin Lengwiler aufmerksam, der die Entwicklung der schweizerischen Sozialgeschichte skizziert, die – anders als die bundesrepublikanische Sozialgeschichte – nie zu einer vergleichbaren disziplinären Geschlossenheit gefunden hat, dadurch aber auch methodisch und theoretisch vielfältiger blieb. Georg Kreis und Martin Schaffner komplettieren diesen etwas erratisch inmitten der methodisch-theoretischen Reflexion des Bandes untergebrachten Abschnitt zur «Sozialgeschichte in der Schweiz» mit zwei weiteren Beispielen sozialhistorischer Forschung in der Schweiz, der langjährigen akademischen Heimat Josef Moosers, dessen Weg von Bielefeld über Berlin und Trier nach Basel führte.

Wozu noch Sozialgeschichte? Nun, dieser Band liefert keine fertigen Antworten, wiederholt auch manches bereits Gesagte, zeigt aber gerade in der Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Antworten, dass sozialhistorische Perspektiven auch heute noch lebendig, kontrovers und durchaus anregend diskutiert werden können. *Bettina Hitzer, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin*

6 Josef Mooser, *Ländliche Klassengesellschaft 1770–1848. Bauern und Unterschichten, Landwirtschaft und Gewerbe im östlichen Westfalen*, Göttingen 1984.

